

Umschau.

„Im heil'gen Land Tirol“.

Der glückliche und fruchtbare Gedanke J. Nablers, die Entwicklungsgeschichte des deutschen Schrifttums nach Stämmen und Landschaften darzustellen (3 Bde., Regensburg 1912 ff.) hat allgemein Anklang gefunden. Nur darf man nicht, wie es mißverständlich geschehen ist, etwa von einer Schweizer oder auch Tiroler usw. Literatur sprechen wollen, als ob das einzelne Land unabhängig vom großen deutschen Stamm seine eigene Kultur- und Literaturentwicklung hätte. Dagegen läßt sich ganz richtig von dem deutschen Schrifttum „im heil'gen Land Tirol“ reden, besonders in Rücksicht auf die allerjüngste Zeit.

Als Nestor, wenn in der Dichtkunst der ehrende Beiname gilt, muß A. Lieber, der bekannte in Innsbruck heimisch gewordene Arzt, an erster Stelle genannt werden mit seiner letzten Gabe „Christus“. Die kleine Dichtung hat eine eigene Entwicklung. Schon vor gut einem Duzend Jahren hatte Dr. Lieber ein kurzes Leidensbild Crucifixus est in einer Zeitschrift veröffentlicht, es dann im selben Jahre noch durch ein anderes Ecce homo erweitert und beide in dem selbständigen Bändchen „Aus tiefen Schächten“ herausgegeben. Jetzt, nochmals mit einer Art Einleitung und Schluß vermehrt, erschien das Ganze als ein Büchlein „Christus“¹. — Nicht im Geschmacke der Zeit, aber zur Heilung für die Schäden der Gegenwart scheint das tiefernste Gedicht mit Herz und Hand geschrieben. Eigentlich besteht die Dichtung aus vier eigenständigen Teilen, aus vier großartig geschilderten Bildern der Leidensgeschichte des Herrn: der Hohe Rat und der Verrat des Judas, Pilatus und sein Urteil „Ans Kreuz mit ihm!“, Golgatha und die Kreuzigung, die Roderikus-Legende und der Auferstandene. Daß der Dichter an die Zeilage und ihre Not gedacht, beweist mehr als eine Zeile. Im ersten Bilde schon, dem Gegensatz des Hasses und der Liebe, wird nach dem Kampfe der Sieg verkündet:

„Doch, wenn vollbracht die ungeheure Tat,
Wenn es vollstreckt, das blutig graue Urteil,
Dann stirbt der Haß am Efel vor sich selbst,
Doch lächelnd geht die Liebe heim zum Vater.“

Und am Schluß des Gedichtes, um noch ein Beispiel hervorzuheben, fügt Lieber die deutsche Roderikus-Legende in das Bild des Auferstandenen. Der Zenturio, „der blonde Edeling aus Rattenflamme, den Lust am Kampf und Krieg und eine dunkle — geheimnisvolle Sehnsucht nach dem Süden — hinweggelockt vom väterlichen Hofe“, hat die Wache an dem Grabe; es ist derselbe, der beim Tod

¹ Christus, Dichtung. 120 (95 S.) Innsbruck 1917. Geb. K 3.—

des Herrn die Worte sprach: „Wahrhaftig, Gottes ew'ger Sohn war dieser!“ Ihm erscheint gleich nach der Auferstehung die Lichtgestalt des Nazareners, und mit einer Stimme, so mild, so gütig, himmelsglückverheißend, wie nie dem Freund sie klang von Freundeslippe, verkündet er ihm sein kommendes Geschick:

„Schreit ruhig weiter auf dem lichten Pfade,
Dem Weg, den Pflicht und Ehre dir gewiesen,
Bis vor dem Richter du dein Wort bekennen,
Bis auf des Kolosseums blut'gem Sande
Du mir bewahren wirst Germanentreue!“

Das ist ein gewaltiges, auf das Leben nachwirkendes Gedicht, nein, vier tief-sinnige, heilige Betrachtungen aus der Leidensgeschichte sind es vielmehr, große Eindrücke göttlicher Offenbarungen, ein wunderbares Trostlied für das schwere Leid der harten Zeit. Ja, ernst liegt das Leben vor der ernstesten Seele!

Mehr Volkschriftsteller denn Dichter, als „Reimmichl“ genannt und bekannt, hat der Tiroler Kurat Sebastian Rieger in rascher Folge während des großen Krieges drei Erzählungen verfaßt, die alle drei, jede in ihrer Art, das heilige Land Tirol verherrlichen.

Der Untertitel des ersten Buches¹, das den Verfasser am besten kennzeichnet, deutet auch seinen Inhalt an. Über zwei Duzend wirklich lustiger und leidiger Geschichten werden da aufgetischt, verschieden an Stoff wie an Wert, scheinbar gerade so, wie sie dem Schreiber in den Wurf kamen. Vielleicht ließe sich indes ein Plan in der Anordnung entdecken: der Lobpreis des Tirolertums in seiner vielgestaltigen und doch wieder einheitlichen Beitätigung. Natürlich spielen die alten glorreichen Freiheitskämpfe ihre glänzende Rolle.

Seiner eigentlichen Kriegserzählung edelster Art hat Reimmichl eine so schlichte Aufschrift gegeben, wie sie einfacher nicht sein kann². Auf den ewigen Bergen Tirols tobt der Kampf gegen den treubruchigen, ländergierigen Italiener, und mitten hinein stellt die Geschichte Reimmichls den Hans Freinberger als eine Heldengestalt doppelter Größe, der mannhaftesten Vaterlandstreue und der zartesten Gattenliebe, und zwar beide im Kampfe miteinander. Eine kurze Andeutung genügt zum Verständnis. Freinbergers Gattin hat italienisches Blut in den Adern, ihr Vater, als Händler in Tirol ansässig, übt unter Mitwissen seiner Tochter Verrat an seiner zweiten Heimat. Stella — ihre Mutter war freilich eine Tirolerin — empfindet keine Gewissensbisse, sie hat kein Gefühl von Vaterlandsliebe. Ja, sie weiß ihre Mitantenne an dem Verrat so geschickt auszuführen, daß ihr Mann ahnungslos Beihilfe leistet. Als Freinberger dessen inne wird, will er sein schuldloses Vergehen mit einer Tat sühnen, die notwendig seinen Tod herbeiführen muß. Die groß gedachte Heldentat glückt; aber nicht sein Leben, nur sein linker Arm wird das Opfer. Dadurch jedoch ge-

¹ Aus den Tiroler Bergen. Lustige und leidige Geschichten. 12^o (319 S.) Innsbruck, Tyrolia. Geb. K 3.—

² Auf unsern ewigen Bergen. Erzählung aus dem großen Krieg. 12^o (291 S.) Innsbruck, Tyrolia. Geb. K 3.—

winnt er seine Gattin wieder, so daß sie die Hingabe ihres Mannes ans Vaterland nicht bloß versteht, sondern auch teilt. Die ganze spannende Geschichte lieft sich wie wahre Wirklichkeit, vollkommen tirolerisch in ihrer glänzenden Aufmachung. Man muß sie im eigenen Lande, auf ihren ewigen Bergen, gesehen und kennengelernt haben, diese Männer voll heiliger Überzeugung, die mit dem Gewehr auch den Rosenkranz als Kriegswaffe zu brauchen sich nicht schämen, und die neben dem fürchterlichsten Ernst zugleich die frohmüthigste Stimmung zu äußern verstehen; erst dann weiß man Keimmichls dankenswertes Werk vollständig zu würdigen als ein Tiroler Kriegsbuch ureigenster Art.

Geb. Rieger gibt seinen Tiroler Geschichten die gemeinschaftliche Aufschrift: „Erzählungen vom Keimmichl“. Auch die jüngste Schöpfung¹ wird unter diesen Sammelnamen untergebracht, und doch scheint das Buch nach Stoff und Anlage einer höheren Gattung anzugehören, sich dem eigentlichen Kunstroman zu nähern. Der Aufbau des Ganzen wird auch bis zur Höhe nicht ungeschickt durchgeführt; aber da muß bis zur Lösung eine vollständig fremde Gestalt helfend eintreten; und hier liegt die Schwäche des Aufzuges. — Den tiefsten Hintergrund bilden die Franzosenkämpfe des Jahres 1809; da wurde das wohlhabende Dorf Hochwald mit seiner hübschen Kirche zerstört, nur die vorher in Stücke zerfallenen und vergrabenen Glocken waren gerettet. Daraus bildete sich die Sage, die Glocken seien in der schwer zugänglichen Schwarzwand verborgen und warteten auf den Wiederaufbau der Kirche. Man hörte auch zuweilen von der Schwarzwand her Geläute, und so entschlossen sich die Hochwalder zum Neubau. Ein noch lediger, besser begüterter Bauer mit Namen Sonnentner stellt sich an die Spitze des Werkes, verliert aber dadurch zunächst seine Braut, deren Vater der heftigste Gegner des Neubaus ist; dann wird sein Hof ein Raub der Flammen, und ein reiches Testament für die Kirche verbrennt mit; er muß schließlich, um den Bau weiter zu fördern, sogar sein ganzes Besitztum verpfänden. Jetzt erscheint zu der höchsten Not ein rettender Engel in der Person einer außerehelichen Gräfinstochter, der stummen Luise, die als Magd zu Sonnentner kommt, von ihrem Vater jedoch als Erbin des gräflichen Vermögens eingesetzt wird, die Sprache wieder erhält und schließlich Sonnentners Weib wird. Der Kirchenbau steht mittlerweile vollendet, — und die Glocken? Der Zauber löst sich mehr wie nüchtern. Der alte „Geiersepp“ hatte das Geläute mit Eisenstangen betrügerischerweise nachgemacht, die echten zerstückelten Glocken lagen bei der Schwarzwand tief in der Erde vergraben und konnten so leicht wieder gegossen werden. Alles endet in Wohlgefallen und Wonne; nur der habgierige Kirchenbaugesegner und seine gleichgesinnte Tochter Rosa, Sonnentners ursprüngliche Braut, waren von dem allgemeinen Jubel ausgeschlossen.

Die Charakterzeichnung versteht der Tiroler volkstümliche Erzähler mit gutem Geschick; am besten glücken ihm die scherzhaft angelegten Figuren, hier besonders der Schuster Raßl, der als Gesell weit in den Landen herumgekommen war und

¹ Die Glocken von Hochwald. 12^o (360 S.) Innsbruck, Tyrolia. Geb. K 3.60
Stimmen der Zeit. 95. 3.

deshalb glaubte, in der Bildung hoch über die Bauern hinauszuragen. Seine mit falsch gebrauchten Fremdwörtern gespickten Reden sind geradezu Glanzleistungen.

Reimmichls heldenhafte Geschichte aus dem großen Krieg „Auf unseren ewigen Bergen“ nahe verwandt sind die Feldbriefe des jungen Tiroler Gelehrten A. Dörrer¹; ein allerliebstes Büchlein, worin ein Tiroler Zugkommandant seine Erlebnisse mitteilt. Ein Geleitwort zu der Veröffentlichung war ganz überflüssig; das Schriftchen Dörrers spricht wirklich für sich selbst und kann getrost jeder Gönnerschaft entraten. Auch braucht es einem nur etwas bewanderten Literaturfreund nicht erst vorgesagt zu werden, wer Dörrer sei. Schließlich erweisen sich zu rasch gemachte literarische Voraussetzungen nicht selten als trügerisch; aber einem alten Lehrer tut es wohl, auch über ein nicht rein fachmännisches Büchlein des voll ausgereiften Schülers ein empfehlendes Wort zu sagen. Dörrers Sonderart verbindet das Gelehrtentum des Fachmannes mit dem österreichischen gemütvollen Plauderton des Erzählers. Der gutgeschulte Literaturkenner offenbart sich sozusagen auf jeder Seite des Büchleins, und der gemütliche Österreicher gibt sich besonders in den vielleicht zu häufig gebrauchten mundartlichen Ausdrücken und Wendungen kund. Daß der Verfasser kein Soldat von Beruf ist, sondern sich freiwillig zur Verteidigung seines „heiligen Landls“ gemeldet hat, tritt mittelbar und unmittelbar in seinen Plaudereien zutage; er schildert keine Schlachten, entwirft keine kriegerischen Pläne usw., sondern gibt seine Eindrücke mit gelehrten Gedanken untermischt, wie sie sich eben leicht mit den Geschehnissen verbinden. In dieser tieferen Weise aufgefaßt, liegt ein eigener Hauch auf Dörrers Darstellung: nicht blendende Lichter und Farben, sondern die ungeschminkte Einfachheit des Brieffstils und die sichtliche Freude am Berichten erwecken den ungetrübten Eindruck der natürlichen Wirklichkeit. Dabei werden moderne Wendungen und Redeweisen nicht ganz verschmäht, manchmal sogar mehr als wünschenswert verwertet, so daß ein strenger Sprachrichter aus der Gefolgschaft Ed. Engels zuweilen drohend den Finger heben müßte. Volkstümlich wie Reimmichl schreibt ein junger Gelehrter nicht, und doch wirkt Dörrers Büchlein, in seiner Heimat wenigstens, auch auf das Volk, weil der Verfasser seine mehr wissenschaftlichen Gedanken im vertraulichen Unterhaltungston überall einzuschmuggeln versteht.

Die in Österreich so hoch gefeierte Gräfin v. Handel-Mazzetti ist als Rotekreuzschweizer mit ihren „Blumentauseln“ halb tirolerisch geworden. Das gesteht sie ihrem jungen Freund Dörrer in einem begeisterten Brief: „Glauben Sie mir, die Erzählungen von Reimmichl und Schrott-Fiechl und vieles von Domanig ist mir jetzt erst lebendig geworden, wo mir das echte, kernhafte, gläubige Tirolertum in den ‚Blumentauseln‘ lebendig und überzeugend entgegentrat.“

¹ Vom Isongo (von der Soca) bis in die Seisera. Feldbriefe eines Tiroler Zugkommandanten aus dem kaisersländisch-kärntnerischen Stellungsraben von 1915/16 8^o (194 S.) [Hausens Bucherei Nr. 31.] Saarlouis (o. J.), Hausen. 80 Pf.

Gewiß, Schrott-Fiechtl, ein schon alter Bekannter, gehört mit Domanig und Reimmichl zum echten Tirolertum. Sein neuestes Buch¹ behandelt eine innere Volksfrage, die in Tirol, dem alten Bauernlande, mehr als anderswo tief ins Leben greift. Bekanntlich hat sich auch Domanig mit der Lösung der Frage lebhaft beschäftigt. Schrott-Fiechtl, der vollkommene Kenner von Land und Leuten, greift die Aufgabe handfest an, indem er einen waschechten Tiroler Bauernburschen mit seiner freudigen Arbeitskraft und seinem unverwüßlichen Lebensmut, einen wahren „sonnseitigen Menschen“, vorübergehend zum „Fabrikler“ werden läßt, der als solcher durch seine Findigkeit und Fertigkeit diesen ganzen Stand zu heben versteht. Dann kehrt er wieder mit seinem ersparten Arbeitslohn zum Bauernstand zurück. So stehen Bauernstand und Gewerbetätigkeit sich nicht feindlich mehr gegenüber, sie unterstützen sich vielmehr in gegenseitiger uneigennütziger Eintracht. Der Verfasser des Romans läßt also die Arbeiterfrage im Bauernlande in der Weise, daß der jugendliche bäuerliche Fabrikarbeiter danach trachtet, sobald wie möglich selbsteigen zu werden. Dadurch sichert sich das Gewerbe immerfort frische Arbeitskräfte, der Arbeiter selbst wird vor dem körperlichen Verderben und dem moralischen Elend bewahrt, und der Staat endlich hat es mit seßhaften Menschen zu tun, auf deren Zuverlässigkeit er bauen darf. Ob freilich diese wunderereinsache Lösung der Arbeiterfrage allgemein durchführbar ist, wie es so einsichtsvoll leicht in dem Roman geschieht? — Künstlertisch betrachtet, ließt sich der Roman nicht sehr leicht aus doppeltem Grunde: einmal drängt sich das Lehrhafte bei dem Fabrikherrn und dem Arbeiter, der aus dem Bauernstande kommt und dorthin wieder zurückgeht, zu stark in den Vordergrund, und dann wirkt die aus Hochdeutsch und Mundart gemischte Sprache auf die Dauer ermüdend. Im übrigen bleibt Schrott-Fiechtl seiner kräftigen Volkstümlichkeit auch in dem neuen Roman erfreulicherweise getreu.

Zum würdigen Beschluß des jüngsten Schrifttums aus Tirol muß noch ein gar seltsames Buch von Paula Pravgl erwähnt werden². Wer die Schreiberin dieser Erinnerungen war, berichten die 14 Seiten Einleitung. Die Art und Weise, wie die vorliegenden Erinnerungen niedergeschrieben sind, rechtfertigt das Urteil, „das Buch eigne sich wohl für die Jugend, werde aber doch mehr ganz Gereifte fesseln“. In der Tat, viele Schilderungen sind in ihrer schlichten Anspruchslosigkeit so reizend und anziehend, daß sie zum vollen Genuß sogar ein wiederholtes Lesen fordern. Sehr zu bedauern ist es, daß diese lustigen Erinnerungen unvermittelt abgebrochen wurden. „Mitten aus regem, freudigem Schaffen heraus“, sagt das Schlußwort, „rief die Schreiberin der Tod in das Land der Ewigkeit.“ Zuweilen flören sog. „Austriazismen“; dem gebornen Österreicher klingen sie anheimelnd. Ein seltenes, gesundes und nützliches Buch! dürfte man unbedenklich als Empfehlung darauf setzen.

¹ Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. 8° (IV u. 386 S.) Freiburg, Herder. M 5.—; geb. M 6.—

² Jungmädchenjahre, Erinnerungen. 8° (XIV u. 270 S.) Innsbruck 1917, Tyrolia. K 4.—

„Jetzt braußt der erschütternde Weltkrieg über Europa und schafft uns allen einen großartigeren Lebensbegriff. . . . Die Donner dieses Weltkrieges beenden eine Epoche. Und wir hoffen von Herzen, daß ein größerer, mehr auf Ewigkeit gestimmter Geisigehalt und zugleich ein gut deutscher Herzensgehalt auch in unsere Dichtung einströmen wird.“ Mit diesem hoffnungsfrohen Ausblick schließt Professor Dr. F. Wienhard sein Büchlein „Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen“. Wenn in irgendeinem Lande die Erfüllung zu dämmern beginnt, dann sicher „im heil’gen Land Tirol“.

Nikolaus Scheid S. J.

Medard ruft in die Welt.

„Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen des jungen Medard“, sagt Max Fischer im Vorwort seines neuen Gedichtbandes¹, „habe ich dieses erste Buch seiner Gedichte gesammelt. Es sind die Dokumente seines religiösen Ringens und Bewußtwerdens: die Entstehungszeit dieser Verse fällt in sein 21. bis 24. Jahr. Wie viele Menschen seiner materialistischen Zeit, rang Medard nach Religion; aber seine aufs Absolute gerichtete Bekennerkraft konnte sich nicht nach Art der meisten Zeitgenossen mit einer religiös getönten Philosophie begnügen: Medard forderte objektivierte Religion, forderte Kirche, forderte Heiligung. Aus der Sehnsucht dieser Forderungen und der Seligkeit ihrer Erfüllung wurden Medards Verse gezeugt.“

Daß Max Fischer selber dieser Medard ist, das mag uns interessieren, und das macht seine Verse zu persönlichen Bekenntnissen: was aber von weit größerem Belang ist, und was diesen Bekenntnissen eines einzelnen einen zeitwahren und typischen Charakter gibt, ist das: in diesem Medard stellt sich ein gut Stück des modernen Konvertitentums dar, einer geistigen Bewegung von ganz eigenartigem Wesen, halb religiös, halb künstlerisch und literarisch. Überall in dieser von Kriegsturm durchtobten, von Blut und Tränen dampfenden Welt streben Seelen aus weiten Fernen hin zu den christlichen Mysterien, zu den Pforten der katholischen Kirche, zu Petrus, der „als der Felsen des Bekenkens ragen“, der „Golgotha an alle Menschen schenken und so die Adamschuld zur Gnade wenden“ soll. Es sind solcher Sucher mehr, als man vermuten möchte; und viele von ihnen machen den Prozeß religiöser Wiedergeburt durch, den der junge Medard hier in seiner Lyrik mit fast unbewußter Sicherheit beschrieben hat. Und gerade um dieser Gleichartigkeit des inneren Werdens willen kann man sie zu einer Gruppe zusammenfassen als Träger einer eigenartigen Bewegung.

Über den literarischen Wert der Gedichte Medards — einige sind sicher von hoher Schönheit und bleibendem Werte — soll hier nicht geurteilt werden; das ist auch von untergeordneter Bedeutung. Aber die Religiosität, die hier zum Lichte drängt, und gottlob! auch dringt, hat da einen Ausdruck gefunden, der unter die Dokumente dieser Zeit eingestellt werden kann.

¹ M. Fischer, Medard ruft in die Welt. Gedichte. 8° (99 S.) Rempten 1917, Köfel. M 2.—